

Die Präsemiotik im Rahmen der intrinsischen Semiotik

1. Eine Präsemiotik, wie sie bereits von Bense (1975, S. 44 f., 65 f.) angedeutet worden war und dann in Stiebings Objekttheorie (Stiebing 1981) gipfelte, ist erst in Toth (2007) detailliert skizziert worden, obwohl die Tatsache, daß wahrgenommene Objekte nicht eo ipso als Zeichen betrachtet werden können, z.B. auch durch Benses „Werkzeugrelation“ (Bense 1981, S. 28 ff., bes. S. 33) sattem bekannt war. Worin liegt also das Problem? Die Peircesche Semiotik ist nach Gfesser „ein nicht-transzendentes, ein nicht-apriorisches und nicht-platonisches Organon“ (1990, S. 133), weil nach Bense „eine vollständige Diversität von Welten und Weltstücken, von Sein und Seiendem (...) einem Bewußtsein, das über triadischen Zeichenrelationen fungiert, prinzipiell nicht repräsentierbar“ ist (1979, S. 59). Das bedeutet also, daß das Zeichen war zwischen „Welt“ und „Bewußstein“ vermittelt (so Bense 1975, S. 16), aber selbst keiner dieser beiden Welten angehört. Das Zeichen ist somit primär eine zweistellige Seinsfunktion mit den Argumenten Subjekt und Objekt, dabei aber selbst weder rein subjektiv noch rein objektiv, läßt dabei also keinerlei weitere Vermittlung zu einem der beiden „Pole“ zu. Mit anderem Worten: Es besteht eine absolute Trennung zwischen dem Zeichen und dem Objekt sowie zwischen dem Zeichen und dem Subjekt. Man muß somit Kronthalers Theorem der Objekttranszendenz (Kronthaler 1982) durch ein Theorem der Subjekttranszendenz ergänzen, weil auf polykontexturaler Ebene natürlich beide Theoreme außer Kraft gesetzt werden, da die für diese Ebene zuständige Proömalrelation ja gerade die Differenz zwischen Subjekt und Objekt durchkreuzt.

2. Es kann somit in einer Peirceschen Semiotik überhaupt keine „Präsemiotik“ geben, weil die Annahme eines vermittelnden Raumes zwischen dem „ontologischen“ und dem „semiotischen Raum“ (Bense 1975, S. 65) per definitionem ausgeschlossen ist. Das geht sogar soweit, daß die Annahme eines ontologischen Raumes ebenfalls ausgeschlossen ist, da das Zeichen, das per definitionem zwischen den beiden Räumen vermitteln soll, natürlich nur dem semiotischen

Raum angehören kann. Streng genommen, ist man an diesem Punkt also bei einer Pansemiotik angekommen, für die es gar keine Objekte mehr geben kann, denn diese würden ja dem ausgeschlossenen ontologischen Raum angehören. Bense (1967, S. 9) hatte sich seinerzeit damit beholfen, daß er das Zeichen als ein „Etwas“ definierte, das „gewissermaßen Meta-Objekt“ sei, denn zweifellos ist eine der Hauptfunktionen des Zeichens die Substitution eines Objektes unter Etablierung einer referentiellen Funktion zu ihm. Will man somit nicht einer wissenschaftlich völlig folgenlosen und a priori nicht ernstzunehmenden Pansemiotik das Wort reden, so muß zwischen Zeichen und Objekt unterschieden werden

$Z \mid \Omega$,

eine Unterscheidung, die gemäß dem oben Gesagten allerdings auch das Subjekt einbeziehen muß

$\Sigma \mid Z \mid \Omega$

mit $Z = f(\Omega, \Sigma)$. Da es nunmehr drei Räume gibt: einen ontologischen, einen semiotischen und einen epistemologischen, gibt es auch zwei Vermittlungsräume, zuerst, wie bereits bekannt, den präsemiotischen Raum

$\text{PrR} = f[\Omega, Z]$

und neu den „postsemiotischen“ Raum

$\text{PoR} = f[\Sigma, Z]$. Das Zeichen wird damit topologisch zu einer Funktion über den beiden Vermittlungsräumen

$Z = f[[\Sigma, Z], [\Sigma, Z]]$.

3. Trotz einer gewissen mathematischen Eleganz ist jedoch eine über $Z = f[[\Sigma, Z], [\Sigma, Z]]$ zu konstruierende Semiotik sinnlos, denn nichts, aber auch gar nichts dringt weder vom ontologischen Raum via präsemiotischen Raum noch vom epistemologischen Raum via postsemiotischen Raum in den semiotischen Raum hinein, denn irgendwo tun sich die Kontexturgrenzen auf, die im Grunde unverrückbar Zeichen und Objekt einerseits sowie Zeichen und Subjekt andererseits voneinander radikal

trennen, da das Zeichen sowohl zu seinem Objekt als auch zu seinem Subjekt transzendent ist. Sehr vereinfacht ausgedrückt: Auch wenn man das Zeichen so nahe wie möglich zu seinem Objekt stellt, also semiotisch durch iconische Objektbezüge und technisch z.B. durch Holographie: Es bleibt dabei, das Zeichen wird nie zum Objekt und das Objekt nie zum Zeichen, da das logische Grundgesetz des Ausgeschlossenen Dritten die Zweiwertigkeit sanktioniert und diese eine für Austauschrelationen impermeable, d.h. absolute Grenze sanktioniert. Die thetische Einführung eines Zeichens für ein Objekt ist somit eine bloße Koordination eines Elementes des epistemologischen Raumes für ein (bereits wahrgenommenes, d.h. wesentlich epistemologisches) Element des ontologischen Raumes, manifestiert durch einen Träger, also wiederum ein Element des ontologischen Raumes – und keine nebulöse Vermittlungsfunktion im Niemandsland zwischen Subjektivität und Objektivität, denn wenn es in einer logisch zweiwertigen Welt eine Austauschrelation zwischen Zeichen und Objekt und bzw. Zeichen und Subjekt gäbe, würde sich das Zeichen sozusagen selbst eliminieren, es wäre dann vollkommen sinnlos, noch zwischen Objekt und Zeichen oder Subjekt und Zeichen zu unterscheiden.

4. Es stellt sich somit die Frage, ob man nicht besser die Semiotik gerade vergessen sollte, oder ob es gute Argumente für die Beibehaltung des Zeichenbegriffs gibt. In Toth (2012) und einer Reihe von weiterführenden Arbeiten – deren Inhalt an den entsprechenden Orten nachzulesen ist - wurde als Grund für die oben besprochenen Paradoxien die Tatsache angeführt, daß die semiotische Basisunterscheidung zwischen Zeichen und Objekt im Sinne einer zweiwertig etablierten Dichotomie daran krankt, daß das erste Glied der Dichotomie relational, der zweite jedoch substantiell ist. Nun kann man nicht einfach den Objektbegriff ersetzen – denn durch welchen korrespondierenden relationalen Begriff sollte man ihn auch ersetzen? Man kann jedoch die ganze Dichotomie durch eine allgemeinere ersetzen, nämlich die rein relationale von Außen und Innen und auf diese Weise die Semiotik auf die Systemtheorie gründen. Tut man dies, dann erhält man, wie in meinen Arbeiten ausführlich gezeigt ist, anstatt der Peirceschen extrinsischen nunmehr intrinsische semiotische Relationen, welche die Kontexturgrenzen zwischen Zeichen, Objekt und Subjekt nicht mehr außerhalb

der Semiotik lassen, sondern sie in die semiotischen Relationen hineinnehmen. Wir haben dann also anstatt

$Z \mid \Omega$

das viel differenziertere Schema, das hier für die einzelnen Partialrelationen gesondert wiedergegeben wird

Mittelbezug:

$f: I(A) = (A \rightarrow I)$

$A \longrightarrow I$

Objektbezug:

$f: A(I(A)) = (A \rightarrow I) \rightarrow A$

$A \longrightarrow I \longrightarrow A$

Interpretantenbezug:

$f: (I(A(I(A)))) = ((A \rightarrow I) \rightarrow A) \rightarrow I$

$A \longrightarrow I \longrightarrow A \longrightarrow I$

In einer solchen systemtheoretisch-intrinsischen Semiotik sind also Objekt und Subjekt und damit die Kontexturgrenzen zwischen ihnen und dem Zeichen in den Zeichenbezügen selbst vorhanden. Ein solches intrinsisch-systemisches Zeichen vermittelt also in doppelter Weise: 1. (wie das Peircesche) zwischen Welt und Bewußtsein, nun aber neu auch 2. Welt und Bewußtsein selbst, und zwar in sich selber.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Gfesser, Karl, Bemerkungen zum Zeichenband. In: Zeichen von Zeichen für Zeichen, hrsg. von Elisabeth Walther und Udo Bayer (Baden-Baden 1990), S. 129-141

Kronthaler, Engelbert, Zeichen – Zahl – Begriff. In: Semisos 85-90, 1992, S. 282-310

Stiebing, Hans Michael, Die Semiose von der Natur zur Kunst. In: Semiosis 23, 1981, S. 21-31

Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2007

Toth, Alfred, Innen und Außen als semiotische Basis. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012 (erscheint)